

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 28 (1945)
Heft: 6

Artikel: Mohammed : sein Leben und sein Wirken [Teil 3]
Autor: Grossmann, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rektor Brunner hat damit eine bedeutsame politische Tat vollbracht. Er erkannte als Staatsangestellter mit sicherem politischem Instinkt, daß dem Staate nichts gelegen sein kann am freien Kampfe der Geister um die Erforschung der Wahrheit. In Rektor Brunner erkannte das staatliche Unternehmen der Universität, daß der Staat in erster Linie für den Bürgerfrieden zu sorgen hat. Dem Bürgerfrieden ist aber vortrefflich gedient, wenn Emil Brunner die wissenschaftliche Wahrheitsfrage auf unbestimmte Zeit — vertagte. Der Landfriede der Zürcher Universität zwischen »Glaube und Forschung« stützt sich auf die Tatsache, daß die Professoren der naturwissenschaftlichen wie diejenigen der theologischen Abteilung der Universität gleicherweise Staatsangestellte sind, weshalb es nur konsequent ist, daß die beiden Sorten von Staatsangestellten bei der Feststellung der Wahrheit über die Herkunft des Menschen paritätisch beteiligt sind, — unbekümmert darum, daß natürlich der Wahrheit selbst (der echten Wahrheit) solche politischen Geschäfte vollkommen gleichgültig sein können. Der »demokratische« Staat aber, der sich eine Universität »hält«, handelt durchaus nur gerecht, wenn er seinen darwinistischen und seinen antidarwinistischen Angestellten die gleichen Rechte bei der Inszenierung der Wahrheit einräumt.

Uebrigens hat Brunner bei der Inszenierung des Zürcher Landfriedens zwischen »Glaube und Forschung« ein nicht zu übersehendes großes persönliches Opfer dargebracht. Es ist ein Opfer auf den Altar der hohen Politik. Universitätsrektor Brunner hat nichts weniger als seine eigene ehrliche wissenschaftliche Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Theologen nennen so etwas ein *sacrificium intellectus*, die Aufopferung des ehrlichen Menschenverstandes an höhere Zwecke. Obschon nämlich Brunner hochgradiger Theologe ist, hat er sich doch den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft nicht verschließen wollen. Er bejaht diese Erkenntnisse und schreibt wörtlich: »Mit der Eindruckskraft dieser wissenschaftlichen Erkenntnis kann die kirchliche Adamsgeschichte nicht mehr erfolgreich wetteifern.« Als Professor Brunner die Aussichtslosigkeit seines theologischen Wetteifers eingesehen hatte, wandte er sich mit sicherem Instinkt an seinen Arbeitgeber, den Staat, damit dieser die Arbeitslosigkeit der von ihm besoldeten Universitätstheologen verhindere. Daraufhin wurde dann der Landfriede zwischen »Glaube und Forschung« geschlossen, wobei Brunner

wie gesagt nebenbei seine persönliche wissenschaftliche Ueberzeugung dem Frieden der staatlichen Universität zum Opfer brachte.

Zwischen dem politischen Geschäft des Zürcher Rektors Emil Brunner und dem neuen bernischen Kirchengesetz besteht eine vollkommene Analogie. Im Kanton Bern gibt es Vereinigungen von Menschen (Kirchen), die sich auf verschiedene Weise um die Wahrheit über den Menschen bemühen. Weil es der Staat ist, der die Führer und Lehrer dieser Vereinigungen besoldet, soll auch hier der Staat dafür sorgen, daß seine Angestellten nicht arbeitslos werden. Sie sollen auch dann in Ruhe nebeneinander arbeiten können, wenn sie zu ganz verschiedenen Resultaten in der Frage der Wahrheit über den Menschen kommen. Im Kanton Bern ist der Staat als solcher nicht interessiert am Kampf der Geister um die (echte) Wahrheit, seine Sorge gilt einzig dem Frieden unter seinen Angestellten und als den Führern und Lehrern der verschiedenen Wahrheitsparteien.

Als historische Gegebenheiten finden sich im Kanton Bern die reformierte und die beiden katholischen Kirchen. Gegenüber der römisch-katholischen Kirche wird man schlecht sagen können: »Der Staat Bern ‚hält‘ sich die römisch-katholische Kirche«, es genügt zu sagen: der Kanton Bern »unterhält« mit den anderen Kirchen auch die römisch-katholische Kirche. Beim Unterhalt der auseinanderstreben Gruppen der reformierten Kirche entsteht für die Berner Regierung ein schwieriges Problem der staatserhaltenden Gerechtigkeit. Das Problem ergibt sich dadurch, daß der Staat Bern nicht nur

Ich fürchte den Klerikalismus der Bourgeoisie, d. h. der wohlhabenden Klassen, die, obwohl selbst skeptisch und unglaublich, die Religion als Regierungsmittel betrachten und sie nicht für sich, sondern für »das Volk« erhalten haben wollen. — Sie sehen in der Organisation der Kirche und in ihrer wirtschaftlichen Macht für die Interessen ihrer Klasse einen mächtigen Bundesgenossen, der ihnen erlaubt, in ihrem krassen Egoismus sicher zu leben, und so hoffen sie, daß durch die Predigten der Kirche die unglückliche Schicht der menschlichen Gesellschaft sich überzeugt, daß alle ihre Leiden nur von Gott kommen. Sonnino, italienischer Minister 1906.

MOHAMMED SEIN LEBEN UND SEIN WIRKEN

3

Von K. Großmann
(Fortsetzung)

Einem Wegelagerer und Banditen gleich überfiel von nun an Mohammed mit seinen Gesinnungsgenossen die Karawanen Mekkas. Hemmungslos setzte er sich über die überlieferte und streng gehaltene Waffenruhe des Monats Rahab hinweg, was als große Schande galt. Um sich an feindlich eingestellten Stämmen zu rächen, schreckte er nicht davor zurück, ihre Palmen und Obstbäume umhauen zu lassen, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Die Streitmacht der Mekkaner zog aus, um den falschen Propheten zu züchtigen, wurde aber in der Schlacht bei Bedr selbst geschlagen. Mohammed kehrte triumphierend nach Medina zurück. Eine Anzahl gegnerisch eingestellter Juden wurde bei dieser Gelegenheit hingerichtet. Mekka rüstete nun regelrecht zum Krieg, um sich zu rächen, dies umso mehr, als Mohammed den heiligen Glaubenskrieg gegen die Heiden ausgerufen hatte. Mit seinen angeworbenen Söldnern gelang es Mekka, die Truppen Mohammeds am Berge Ohod zu schlagen. Es nützte den Sieg jedoch nicht aus, und die Niederlage blieb so gut wie ohne Folgen für Mohammed. Bald war er wieder stark genug, um eine Judensiedlung in der Nähe Medinas zu über-

fallen, wobei er alle Männer, fast 900 an der Zahl, erschlagen ließ und Frauen und Kinder zu Sklaven machte.

Auch in seinem Privatleben läßt sich Mohammed keineswegs mit andern Religionsstiftern, wie Jesus oder Gautama, vergleichen. Menschliche Schwächen waren ihm nicht fremd. Doch sei hervorgehoben, daß nicht wie wir Heiden, sondern wie die Anhänger des Islams sich ihrem Propheten vorstellen, ausschlaggebend ist. Es gereicht Mohammed offensichtlich zum Nachteil, daß sein Lebenslauf im Lichte geschichtlicher Ueberlieferung vor uns liegt, während das seiner Vorgänger vom Dunkel der Zeit umfangen ist.

Besonders nach dem Tode seiner Frau Chadidscha zeigte Mohammed starkes Interesse an Frauen. Er heiratete gleich deren zwei und nahm noch eine Anzahl Konkubinen in seinem Harem auf. Das verursachte viel Lärm und Schwierigkeiten. Als Mohammed gar noch die Frau seines Adoptivsohnes Said seinem Freundinnenkreis angliederte, wurde er arg verleumdet. Der Prophet hatte aber bald einen, natürlich selbstverfaßten Spruch aus dem Koran bereit, der ihn und seine Lebensführung rechtfertigte. Trotz seiner Vielweiberei ging der verständliche Wunsch Mohammeds, viele und besonders männliche Nachkommen zu besitzen, nicht in Erfüllung. Von den sieben oder acht Kindern, die ihm Chadidscha gegeben hatte, blieb schließlich nur noch Fatima übrig. Sie war seine Lieblingstochter und wurde als Gattin seines Neffen und Adoptivsohnes Ali die Stammutter einer berühmten Nachkommenschaft. Einmal noch

Waffenstillstand!

Der am 1. September 1939 ausgebrochene zweite Weltkrieg hat am 8. Mai 1945 in einem Waffenstillstand und der bedingungslosen Kapitulation des Nationalsozialismus und Faschismus sein vorläufiges Ende gefunden. Wir freuen uns dieser Tatsache, sind uns aber bewußt, daß damit noch kein Friede gesichert ist.

Wie weit der Weg noch ist vom Waffenstillstand bis zum dauernden Frieden, dieser Frage widmen wir in der nächsten Nummer einen Artikel:

„Soll Friede werden?“

Kirchen »hält«, sondern auch eine Universität, an der die Lehrer und Pfarrer der Kirche als Theologen geschult werden. Da es nun einmal eine Tatsache, daß es gewichtige theologische Universitätslehrer gibt, die seit Jahrzehnten ein höchstespektables Ausmaß an achtbarem Gelehrsamkeit aufwenden, um nachzuweisen, daß die traditionellen Grundlehren des Christentums eigentlich — Mumpitz seien. Der bernische Staat hält « und besoldet Professoren der christlichen Theologie, die selbstbewußt an der Auflösung der traditionellen christlichen Glaubenslehre arbeiten. Für den Kenner sind das keine Neugkeiten, es genügt hier, die Namen Martin Werner und Fritz Kuri zu nennen.

Es ist verständlich, wenn nun die orthodoxen (»positiven«) reformierten an den bernischen Staat das Ansinnen stellen, den christentumsfeindlichen Richtungen, die sich aber aus Gewohnheits- oder Besoldungsgründen zur bernischen Landeskirche rechnen, jeden Einfluß auf die Gestaltung der Kirche zu verbieten. Diesem Ansinnen der »Positiven« kann indessen die Regierung des Kantons Bern aus dem Grunde nicht entsprechen, weil die Nichtpositiven die Mehrheit des Kirchenvolkes stellen, entsprechend dem Umstand, daß nichtpositiv unter den gegenwärtigen Verhältnissen etwa so viel bedeutet wie »freisinnig«. Es war nicht angängig, die freisinnige Mehrheit des bernischen Kirchenvolkes zu vergewaltigen. Da der demokratische Staat, im Gegensatz zum autoritär-nazistischen Staat, selber keine Weltanschauung und Glaubenslehre spen-

laubte Mohammed einen männlichen Nachkommen in direkter Linie erhalten zu haben. Eine ägyptische Geliebte namens Maria hatte ihm einen Sohn geschenkt. Doch, kaum ein Jahr später starb er, und der unglückliche Vater sah sich auch in dieser Hoffnung schmerzlich betrogen. Zeitlebens hat Mohammed die aufrichtige Liebe zu seiner ersten Frau Chadidscha hochgehalten und offenbekannt. Wenn seine zweite bevorzugte Frau Aischah sie aus Eifersucht »die alte Zahnlose« nannte und meinte, Mohammed sollte Allah danken, daß er ihm in ihr eine jüngere und hübschere gegeben habe, antwortete Mohammed: »Nie hat mir Allah eine bessere Frau gegeben, denn sie glaubte an mich, als die Menschen mich verachteten, sie half mir, als ich arm war und von der Welt verfolgt wurde.«

In Mekka scheint sich mit der Zeit Uneinigkeit eingeschlichen zu haben. Allmählich fand Mohammed auch dort Anhänger. Wahrscheinlich war es der Krämersinn der Handelsherren der Stadt, der sie bewog, mit Mohammed in Verhandlungen zu treten. Das Wiederinsleben der einträglichen Pilgerfahrten und sichere Karawanenstraßen wurden bei ihnen höher eingeschätzt als der Streit um einen oder um eine Vielheit von Göttern. Es wurde ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen. Während dieser Zeit unterwarf Mohammed viele arabische Stämme, die sogleich zu seiner Sache übertraten. Der Uebertritt geschah ohne große Hemmungen. Auch der einfache, bis anhin dem Animismus huldigende Nomade hatte

dient, kann es sich für ihn als politischen Ordnungsstifter nur darum handeln, allen kirchlichen Richtungen, den gläubigen wie den ungläubigen, ihr Lebensrecht zu sichern. Dem Staat als Staat ist es einerlei, den Glauben oder den Unglauben zu organisieren, sofern sich die betreffenden Parteien nur als Gruppen der christlichen Kirche firmieren.

Der Vorwurf der »Positiven«, der bernische Staat organisiere mit dem neuen Kirchengesetz die Ungläubigkeit, ist also unberechtigt. Berechtigt — für einen unbeteiligten Zuschauer — sind schon eher die Komplimente an den staatlich-regierungsamtlichen Herrn »Kirchendirektor«, der seine Aufgabe meisterhaft gelöst habe. Seine Aufgabe hatte darin bestanden, die vorhandenen Bestände des »christlichen« Kirchenvolkes zu inventarieren und dafür zu sorgen, daß alle kirchlichen »Parteien« gedeihlich ihr Parteileben führen können.

Eine Änderung der Situation würde nur dann eintreten, wenn die Kirchen — aus Respekt vor den nordischen Offenbarungen — von sich aus darauf verzichten wollten, daß der Staat sie »hält« und »erhält«.

Durch das ganze Larifari um das neue bernische Kirchengesetz wird leider die Hoffnung nicht ermuntert, daß man in der Schweiz aus den geschichtlichen Offenbarungen des Nationalsozialismus etwas gelernt haben will. Die Notwendigkeit der saubereren Trennung von Kirche und Staat ist noch nicht begriffen.

K. B.

Nachschrift der Redaktion: Die Arbeit lag bereits vor der Abstimmung auf dem Redaktionstisch. Das bernische Kirchengesetz ist mit 32 200 Ja gegen 26 100 Nein angenommen worden. Ein Mehr, das keine Veranlassung gibt, sich damit zu brüsten. Ob es 70 Jahre hält, wie das letzte Gesetz?

Mir war es und ist es vor allem darum zu tun, das dunkle Wesen der Religion mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, damit der Mensch endlich aufhöre, eine Beute, ein Spielball aller jener menschenfeindlichen Mächte zu sein, die sich von jeher, die sich noch heute des Dunkels der Religion zur Unterdrückung des Menschen bedienen.

Ludwig Feuerbach.

bald heraus, daß es einfacher und vorteilhafter war, an den unsichtbaren Gott im Himmel zu glauben, der seinen Getreuen ein herrliches, ewigdauerndes Leben im Jenseits in Aussicht stellte, als Fetische aller Art mit sich herumzuschleppen und in steter Angst vor den bösen Geistern zu leben. »Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet« war von nun an ihr Evangelium und »Allahu akbaru« (Gott ist groß) ihr Schlachtruf. Die neue Religion wurde zugleich ein Teil ihres Lebens, denn die Reichtümer der zivilisierten Nachbarvölker lockten, sie sich anzueignen war sogar ein gutes Werk! »Allah will euch seine Religion leicht machen, denn der Mensch ist schwach von Geburt«, lehrte sie Mohammed, um sie anzufeuern. Trotz seiner immer größer werdenden Macht verließ der Gedanke an die Kaaba von Mekka Mohammed nicht. Ohne den Besitz dieser heiligen Stadt war sein Werk ungekrönt.

Unter dem Vorwand, die Mekkaner hätten die Abmachungen des Waffenstillstandes gebrochen, versammelte er ein Heer von zehntausend fanatischen Kriegern, mit denen er gegen Mekka zog. Mohammed unternahm absichtlich keinen Angriff. Er lagerte vor den Mauern der Stadt und wartete ab. Der stolze Häuptling der Karäschiten mußte gar bald vor der unheildrohenden Uebermacht die Stadttore öffnen und öffentlich bekennen, daß Mohammed der Prophet des wahren Gottes sei. So nahm dieser im Jahre 629 Besitz von seiner Vaterstadt, die die Hauptstadt des Islams werden sollte. Die Götzen der Kaaba wurden zerschlagen, der Tempel gereinigt

Die I. Arbeitstagung der FVS.

Unsere Jahrestagung, oder wie wir zu sagen pflegen, unsere jährlich stattfindende Delegiertenversammlung, ist jeweilen vornehmlich den geschäftlichen Tatsachen und Fragen gewidmet. Es bleibt uns dabei sozusagen keine Zeit übrig, um uns in die uns beschäftigenden Probleme zu vertiefen. Diesem Mangel suchte der Hauptvorstand durch die Einberufung einer so genannten *Arbeitstagung* zu begegnen. Es sollte damit eine Möglichkeit geschaffen werden, uns mit den ideellen Fragen und deren Verbreitung zu befassen und uns außerdem mit den Fragen der Zeit auseinander zu setzen.

Die am 29. April in Zürich veranstaltete I. Arbeitstagung war ein ermunternder Auftakt. Sie darf, wie dies eindeutig an Ort und Stelle zum Ausdruck kam, als in jeder Beziehung als gelungen angesprochen werden. Ungefähr 70 Teilnehmer wohnten der Tagung bei und 56 nahmen an dem gemeinsamen Mittagessen teil. Sämtliche Ortsgruppen waren vertreten, was für die Ortsgruppenkassen teilweise eine große finanzielle Belastung bedeutete. Der Hauptvorstand möchte nicht unterlassen, allen Teilnehmern und den Ortsgruppenvorständen für das bekundete Interesse den herzlichsten Dank auszusprechen.

Die I. Arbeitstagung war dem Thema »*Jugend und Freidenkertum*« gewidmet. Die Diskussionsreferate und die darauf folgende Aussprache haben merklich zur Klärung dieser wichtigen Frage beigetragen. Gewiß, Fragen dieser Art werden nicht auf einer Tagung gelöst, so daß die Teilnehmer mit einem fixfertigen Rezept nach Hause kehren könnten. Wenn die Kirche mit ihren zu Gebote stehenden Machtmitteln die gleiche Frage, die auch sie beschäftigt, nicht oder nur teilweise zu lösen imstande war, so wird ohne weiteres verständlich, daß unsere Position in dieser Frage noch unendlich viel schwieriger ist. Abgesehen davon, daß wir Zwangsmittel, wie sie die Kirche unter staatlicher Beihilfe anwendet, ablehnen, ist unsere Arbeit in der Klärung der Geister noch weit schwerer. Die geistige Verwirrung ist immer und überall leichter zu erreichen.

Wie dem auch sei, Widerstände sind da, damit sie überwun-

den neu geschmückt. Einem einfachen Pilger gleich und als Beispiel für künftige Zeiten erfüllte Mohammed die vorgeschriebene Wanderung um das Heiligtum. Er erließ das Gesetz, daß kein Ungläubiger es je wagen dürfe, die heilige Stadt zu betreten. Die Gläubigen hatten sich jetzt beim Gebet nach Mekka und nicht mehr nach Jerusalem zu wenden.

Obschon der friedlichen Eroberung Mekkas eine Reihe blutiger Kämpfe und Verrätereien folgten, war Mohammed doch bald der unbestrittene Herr über ganz Arabien.

Im Jahre 628 hatte Mohammed Briefe an alle Monarchen der Welt verschickt, worin er sie zum Bekennen des Islams aufforderte. Heraklius, der damalige byzantinische Kaiser, schien keine große Notiz davon genommen zu haben. Die Mohammedaner fielen bald in seine reichen Provinzen von Palästina ein. Mohammed erlebte den entscheidenden Sieg über Heraklius, der 634 geschlagen wurde, nicht mehr, denn er wurde krank, sein Leben nahte dem Ende. Er unternahm noch eine letzte Pilgerfahrt nach Mekka. Zurück in Medina befahl ihn das Fieber. Er ließ sich in die Moschee tragen, und als er sein Ende kommen fühlte, richtete er folgende Worte an die Anwesenden: »Kein Prophet vor mir hat ewig gelebt. Ich kehre nun zurück zu jenem, der mich gesandt hat. Liebet einander und tut gute Werke. Das allein ist wichtig, alles andere führt euch ins Verderben. Ich gehe jetzt von euch mit dem Gedanken, daß ihr mir folgen werdet.« In den Armen seiner Lieblingsfrau Aischah gab er am 8. Juni 632, im Jahre 9 der Flucht, seinen Geist auf. Unter den verschiedenen Prophetengräbern ist dasjenige Mohammeds in Medina das einzige, dessen Echtheit urkundlich be- glaubigt ist.

den werden. Nicht heute oder morgen schon, sondern auf lange Sicht. Unsere Stimmung ist nicht diejenige der Kirche, die sich in »Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden« demonstriert, denn wir stehen erst im frühesten Morgen.

»Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!« Darum läßt sich die Kirche die Jugend schon in der Wiege verschreiben. Auch wir suchen die Jugend, d. h. einen Weg zu ihr. Dieser Suche nach dem einzuschlagenden Weg galt unsere Arbeitstagung. Es wurde ein Same gesät, der aufgehen wird, so daß uns bereits die nächste Arbeitstagung, an der wir die Thesen der diesjährigen Tagung zu behandeln gedenken, uns wieder einen weiten Schritt näher an unser Ziel heranbringen wird. Die Referate der Tagung werden voraussichtlich im kommenden Herbst im Druck erscheinen und den Mitgliedern zugänglich sein, während die Thesen im Schoße der Ortsgruppen in unserer nächsten Wintertätigkeit einer eingehenden Behandlung unterzogen werden sollen, damit wir systematisch Schritt um Schritt vorwärts tun können.

Wir begnügen uns deshalb an dieser Stelle mit einem summarischen Bericht über die Tagung, denn wir denken uns, daß jeder überzeugte Freidenker sich die Schrift mit den Referaten zulegen werde.

Vor allem danken wir unsren Zürcher Freunden für die ge diegene Aufmachung der Veranstaltung, die ganz wesentlich zum Gelingen beigetragen hat: Konzertbestuhlung (was bei der Beteiligung allerdings auch notwendig geworden wäre), geschmücktes Rednerpult, musikalische und poetische Umrahmung, was dem ganzen eine gefühlvolle Note gegeben hat. Die musikalischen Darbietungen zur Eröffnung der Tagung und in den Pausen, zwischen den Referaten, wurden von Gesinnungsfreund Honegger in meisterlicher Weise vorgetragen. Sie seien an dieser Stelle recht herzlich verdankt.

Nach der »Marseillaise« zur Eröffnung folgte ein von Gesinnungsfreund Ernst Brauchlin eigens für die Tagung geschaffener Prolog, der erneut Zeugnis ablegte vom dichterischen Können des Verfassers. Der Dichter, wie auch die Vortragende, Frau Fickenwirth, ernteten reichen Beifall. Der »Trauermarsch über den Tod eines Helden« von Beethoven schloß die feierliche Eröffnung der Tagung.

In seiner Begrüßungsansprache hieß der Vorsitzende die Referenten und Teilnehmer herzlich willkommen und legte kurz den Zweck und das Ziel der Arbeitstagung dar, von der er hofft, daß sie nun jährlich wiederkehren werde.

Als erster Referent betrat Herr Dr. Heinrich Meng als unser Gast das Rednerpult, um über das Thema »*Jugend und Führerproblem*« zu uns zu sprechen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte die Versammlung den Ausführungen und langanhaltenden Beifall dankte dem Vortragenden für seine überaus interessanten Ausführungen. Der Vortragende faßte seine Darlegungen in vier Thesen zusammen, die für unsere künftige Tätigkeit von großer Bedeutung sein werden.

Nach einer Musikeinlage »La Patrie« von Jacques Dalcroze sprach als zweiter Gesinnungsfreund Ernst Brauchlin, unser seit Jahrzehnten verdienter Mitkämpfer, über das Thema »*Weltanschauung und Erziehung im schulpflichtigen Alter*. Seine Erfahrungen als Erzieher und Freidenker legte er mit der ihm eigenen Prägnanz dar. Seine Erkenntnisse faßte er in sechs Thesen zusammen, die sich direkt auf die praktische Arbeit der FVS beziehen. Wie gewohnt, wurde auch Gesinnungsfreund Brauchlin der wohlverdiente Beifall in reichem Maße gespendet.

Nach dem Vortrag einer eigenen Komposition unseres Freun-